



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Zeitalter des Imperialismus 1884 - 1914

Friedjung, Heinrich

Berlin, 1919-

XXXIV. Der erste Balkankrieg (Herbst 1912)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77071](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77071)

XXXIV

Der erste Balkankrieg (Herbst 1912)

* XXXIV. Der erste Balkanrieg (Herbst 1912) *

| | |
|---|-----|
| Türkische Zustände | 195 |
| Vormarsch der Türken gegen die Bulgaren | 199 |
| Serbisch-türkischer Feldzug | 200 |
| Bulgarisch-türkischer Feldzug | 203 |

Türkische Zustände

Die Gebrechen des türkischen Heerwesens, die in dem Kriege von 1912 zutage traten, waren zum Teil auf den am 27. April 1909 abgesetzten Sultan Abdul Hamid zurückzuführen. Er stand unter steter Furcht vor Verschwörungen, so daß bei Truppenübungen scharfe Patronen nicht verwendet werden durften. Wohl wurden deutsche Offiziere für das Heer gewonnen, unter denen Colmar von der Goltz hervorragte, der 1883 bis 1895 als Chef des Militärbildungswesens wirkte und aus dessen Schule nicht wenige tüchtige türkische Generalstabsoffiziere hervorgingen; als Goltz aber bei diesen das Kriegsspiel einführte, erregte dies den Argwohn des Sultans, so daß er die türkischen Teilnehmer verhaften ließ und nur nach dringenden Vorstellungen freigab. In den letzten Jahren seiner Regierung berief die Kriegsverwaltung aus Bequemlichkeit fast gar keine Rekruten ein, um sich mit deren Ausbildung nicht erst Arbeit zu machen; dafür wurden die älteren Mannschaften gegen Recht und Billigkeit Jahre und Jahre bei der Fahne gehalten. Das jungtürkische Regiment mußte den Beschwerden Raum geben und zunächst nahezu alle eingeübten Mannschaften entlassen. Es setzte an Stelle der alten Organisation eine neue, vielfach bessere, die aber zu Beginn des Balkankrieges unfertig war. Die tiefgreifenden Neuerungen haben erst im Weltkriege Früchte getragen.

In dem ersten, oft überstürzten Reformeifer der Jungtürken wurde aus Überschätzung dessen, was Schulwissen einer Armee frommen mag, verordnet, daß Offiziere, die, aus der Mannschaften hervorgegangen, nicht eine bestimmte Schulbildung besaßen (die *Ullais*), aus dem Dienste entfernt werden sollten. Diese harte Maßregel beraubte die Armee

vieler selbst in Feldzügen erprobter Elemente, und die ausgestoßenen Offiziere liehen den Feinden der jungtürkischen Regierung ihren Beistand; Abdul Hamid fand an ihnen eine Stütze bei dem reaktionären Staatsstreich, den er im April 1909 versuchte und bei dem er unterlag. Dies war an sich schlimm genug; da aber die Jungtürken zudem durch eine Offiziersrevolution zur Macht gelangt waren, griff die Lust an Politik und Parteiung unter den Offizieren um sich und übte eine verderbliche Wirkung. Das jungtürkische Regiment kam, wie erzählt wurde, wesentlich durch diese Übelstände zu Falle. Der Marschall, dem die Jungtürken 1909 die Besiegung Abdul Hamids verdankten, Mahmud Scheffet Pascha, trat unmittelbar vor dem Balkankriege von dem Amte des Kriegsministers zurück. Die Leitung der Armee ging auf Nasim Pascha als Kriegsminister über, der auch den Oberbefehl gegen den Balkanbund übernahm. Viele jungtürkische Offiziere versagten ihm ihr Vertrauen, was zusammen mit den übrigen Schäden Schlimmes befürchten ließ.

Dazu kamen die Übelstände in der Zusammensetzung der Armee. Die vielen Feldzüge in Arabien, im Hauran, in Albanien, hatten in den besten Truppen breite Lücken gerissen. Trotzdem haben die Soldaten der Feldarmee, die Nizam, auch 1912 fast immer ihre Schuldigkeit getan. Anders die Landwehren, die Redifs. Sie waren so oft zu den Fahnen gerufen worden, daß einige Zeit vor dem Balkankriege zu ihrer Schonung ein Erlaß herausgegeben wurde, die Landwehrmänner dürften in einem Jahre nicht mehr als einmal eingezogen werden. So hatte man also diese geschulten Mannschaften gerade in der höchsten Not nicht zur Verfügung. Bei Ausbruch des Krieges mußten, um die Reihen zu füllen, Tausende und aber Tausende von Rekruten zusammengetrieben werden, die ins Feuer kamen, ohne mit ihrem Gewehr recht umgehen zu können. Noch weniger war auf die christlichen Soldaten zu zählen, einer neuen Erscheinung in der Armee, da bis zur jungtürkischen Revolution die Christen nicht zum Kriegsdienste herangezogen worden waren. Sie bildeten, unter den verschiedenen Truppenkörpern verteilt, überall ein unzuverlässiges Element. Anderer-

seits wurden bei den Moslim des Heeres die religiösen Empfindungen nicht so energisch aufgerufen wie sonst. Das liberalisierende türkische System hatte an Stelle der althergebrachten Motive, Glaubensfanatismus und Hingebung an den Sultan, die Liebe zum Vaterland setzen wollen, eine den Türken fremde Vorstellung, wie denn in ihrer Sprache ursprünglich das Wort „Vaterland“ gefehlt hat und jetzt durch den betreffenden arabischen Ausdruck vertreten wird. Den religiösen Fanatismus wachzurufen, dazu konnte sich die Regierung auch im letzten Augenblicke nicht entschließen, mit Rücksicht auf die Großmächte, besonders auf England mit seinen zahlreichen mohammedanischen Untertanen. In dem Balkankriege von 1912 fehlte der sonst für das türkische Heer charakteristische Imam, der unter Anrufung Allahs den Kämpfern todesmutig ins feindliche Feuer voranschreitet.

Vieles von diesen Mißständen war in Europa bekannt, trotzdem aber schlugen Freunde wie Gegner die militärische Kraft der Türkei hoch an, da die Armee doch ihre alten guten Eigenschaften noch besitzen mußte. Was man nicht kannte, das war der erbärmliche Zustand aller Anstalten zur Verpflegung des Heeres, und darunter eigentlich brach der brave türkische Soldat ohne seine Schuld zusammen. Der Train fehlte der Armee vollständig, von einer geordneten Zufuhr der Nahrungsmittel war keine Rede, Sanität und sonstige Hilfsanstalten waren nur im Embryo vorhanden. Die feindlichen Heere waren zwar nicht tadellos ausgerüstet, hatten sich aber seit dem Frühjahr auf den Krieg nach Kräften vorbereitet. Auch war ihre Mobilisierung rascher beendet als die im ausgedehnten türkischen Reiche. Im Hinblick darauf waren die Heerführer der Balkanstaaten zum raschen Zuschlagen entschlossen.

All dies bedenkend, hatte Feldmarschall von der Goltz dem türkischen Generalstab schon früher empfohlen, zunächst der Entscheidung auszuweichen, um Zeit für die Mobilisierung zu gewinnen. Nach fünfzehnjähriger Abwesenheit kam er 1910 wieder für einige Monate nach der Türkei und riet seinen ehemaligen Schülern, im Falle eines Angriffes der Balkanstaaten die erste Aufstellung des Heeres nicht an

den Reichsgrenzen, sondern mehr landeinwärts zu nehmen; in einer festen Stellung sollte die Armee Zeit gewinnen, sich zu verproviantieren und zu verstärken, um erst nach Abweisung eines feindlichen Angriffes zur Offensive überzugehen. Darnach empfahl er zum Schutze Konstantinopels den Aufmarsch an dem sich in die Märika ergießenden Ergeneßfluß; und ähnlich wie in Rumelien sollte auch in Mazedonien vorgegangen werden.

Dieser bedächtige Ratschlag wäre von Mahmud Scheffet Pascha wohl befolgt worden; der neue Kriegsminister Nasim Pascha jedoch schlug ihn in den Wind. Er als Oberbefehlshaber hatte zu entscheiden und er befahl den sofortigen Angriff. Ihm wie den Generalstabsoffizieren seiner Umgebung wollte es nicht einleuchten, weshalb sie den Krieg nicht nach dem Vorbilde Friedrichs des Großen und Napoleons I. führen sollten. Doktrinen wurden von ihnen für wichtiger gehalten als Tatsachen und als der Wert von Zeitgewinn¹⁾.

Dank diesen Mißgriffen waren die Verbündeten, ihren eigenen Angaben zufolge, in der vierten Oktoberwoche dem türkischen Heere fast um das Doppelte überlegen; sie verfügten über 500 000 bis 600 000 Mann gegenüber 300 000 Osmanen²⁾. Es war trotz der großen Menschenzahl der Türkei nicht möglich gewesen, mehr Mannschaften aus Asien herüberzubringen, da bis zum Friedensschlusse mit Italien am 18. Oktober 1912 das Ägäische Meer gesperrt war; dann übernahmen die griechischen Kriegsschiffe die Blockade, was ihnen deshalb möglich war, weil Sultan Abdul Hamid die Flotte aus Furcht vor der geistigen Selbständigkeit ihrer Offiziere vernachlässigt hatte. Die Überzahl der Verbündeten wäre ihrem Feinde noch verhängnisvoller geworden, wenn sie die Massen auf die entscheidende Front gebracht hätten. Das geschah aber nicht, weil jeder der Balkanstaaten zugleich

¹⁾ Aber die Kriegspläne der Türkei belehrt am besten das erwähnte Buch von v. d. Soltz, „Der jungen Türkei Niederlage“, Berlin 1913, Seite 22—27.

²⁾ Die Bulgaren hatten 11 Infanteriedivisionen zu je 20 000 Mann, dazu Kavallerie und Artillerie, zusammen etwa 250 000; die Serben geben 170 000 Mann als ihre ursprüngliche Stärke an, die Griechen 135 000, die Montenegriner 30 000 Mann. Später wurden von beiden Seiten größere Massen aufgebracht.

auch so viel türkische Landstriche wie möglich besetzen wollte, schon um sie nicht einem der Bundesgenossen in die Hände fallen zu lassen. Da zur Überwältigung der türkischen Divisionen in Westmazedonien, Altserbien und im Sandschak eine Reihe von Divisionen verwendet wurden, kam die türkische Armeeleitung in die Lage, auf den zwei Hauptkriegsschauplätzen, in Rumelien und in Ostmazedonien, dem Feinde mit genügenden Streitkräften entgegenzutreten. Dies bestärkte Nasim Pascha in dem Entschlusse zur Offensive in Rumelien gegen die Bulgaren, in Ostmazedonien gegen die Serben.

*

Vormarsch der Türken gegen die Bulgaren

Die Bulgaren mußten zur Beobachtung Adrianopels, wo 45 000 Türken lagen, zwei bis drei Divisionen verwenden, ebensoviel operierten auf Nebenkriegsschauplätzen; so rückten sie nur mit fünf Divisionen, über 100 000 Mann, gegen die türkische Hauptmacht heran. Den Oberbefehl über die ganze Armee führte König Ferdinand, dem die Generale Sawow und Fidschew zur Seite standen; jene erste Disposition der Heeresleitung war nicht gerade imponierend. Sehr bald stieß ihr Hauptheer unter General Radko Dimitriew auf die Türken, die, dem Befehle Nasim Paschas entsprechend, ihnen entgegenrückten. Vergeblich hatte Abdullah Pascha, der hier kommandierte, dem Oberfeldherrn vorgestellt, daß seine Truppen noch nicht kriegsbereit seien, so daß die Methode der Verteidigung räthlich wäre. Er mußte gehorchen und so trafen sich am 22. Oktober bei Kirkkilissa die feindlichen Heere in annähernd gleicher Zahl. Nun zeigten die Bulgaren gleich hier die bessere Ordnung und standen unter besserer Führung; doch war der Kampf am Abend unentschieden und auf beiden Seiten wurden die Truppen in gesicherte Linien zurückgeführt. Da aber trat in der Nacht etwas ganz Überraschendes ein. Ohne jede Ursache entstand zwischen 7 und 8 Uhr

im türkischen Lager eine Panik, so daß zwei Divisionen wie unsinnig zu fliehen begannen und sich vollständig auflösten. Die Panik war, wie man glaubt, dadurch hervorgerufen, daß unausgebildeten Truppen, die mit ihren Waffen nicht zu hantieren wußten, die Gewehre losgingen, worauf ihre ebenso ungeschickten Nachbarn sich überfallen glaubten und spornstreichs davonrannten; eine Abteilung riß die andere mit sich fort. Die Nacht war dunkel, so daß die Herstellung der Ordnung unmöglich war. An einer anderen Stelle ein ähnlicher Schrecken, auch hier ließ alles zurück. Zum Glück merkten die Bulgaren, die sich zurückgezogen hatten, nichts von dem Wirrsal, so daß der fliehende Feind nicht verfolgt wurde. Das war ein schlimmer Anfang.

*

S e r b i s c h - t ü r k i s c h e r F e l d z u g

Der zweite Kriegsschauplatz war Mazedonien, in das vom Norden die Serben, vom Süden die Griechen einrückten. Den letzteren wurde ein schwächeres türkisches Korps entgegengestellt, um sie aufzuhalten; gegen die Serben zog Zeffi Pascha mit dem zweiten türkischen Hauptheere. Auch ihm ward der Angriff vorgeschrieben. Die serbische Heeresleitung, Kronprinz Alexander und sein Generalstabschef Putnik, war darauf nicht gefaßt, weil sie Kenntnis von den Ratschlägen des Feldmarschalls von der Goltz besaß, die dahin gingen, die Türken sollten erst auf dem Dvče Polje, einer Hochebene, mehrere Tagmärsche südlich der Grenze, Stellung nehmen. Demgemäß marschierten die Serben getrennt auf mehreren Straßen in Mazedonien ein, mit Usküb (Skoplje) als gemeinsamem Ziel. So kam es, daß das serbische dritte Armeekorps, über Prischina heranziehend, zwar von Altserbien Besitz ergreifen konnte, aber nicht zur Stelle war, als die zwei anderen Armeekorps auf die türkische Hauptmacht stießen. Diese zwei Korps waren überrascht, die Türken gleich am Ausgange der Grenzpässe bei Kumanowa aufgestellt

zu finden. Da die beiden Frontdivisionen der Serben am 23. Oktober unerwartet angegriffen wurden, mußten sie anfangs zurückweichen. Doch erwehrte sich die Morawadivision tapfer und unter ansehnlichen Verlusten der andringenden Türken. Immerhin glaubte Zekki Pascha am Abend Sieger geblieben zu sein und sandte nach Saloniki die Meldung, die serbische Armee ziehe sich zurück.

Am nächsten Morgen waren aber auch die anderen serbischen Truppenteile herangekommen, so daß erst jetzt die Entscheidung fiel. Der Kampf begann, da das Schlachtfeld am Morgen in Nebel gehüllt war, erst gegen 11 Uhr. Die Artillerie eröffnete auf beiden Seiten das Gefecht, wobei die serbischen Geschütze sich überlegen zeigten und die türkischen zum Schweigen brachten. Darauf richtete sie ihr Feuer auf das türkische Fußvolk, das namhafte Verluste erlitt. Dadurch war aber die schmachliche Flucht nicht gerechtfertigt, die in seinen Reihen einriß. Eine albanische Division kam zuerst ins Laufen, ihr folgte in unsinniger Hast das übrige Heer. In furchtbarer Verwirrung wälzten sich die Massen am Nachmittag und während der folgenden Nacht nach Asküb, machten keinen Versuch zur Verteidigung der Stadt und flüchteten bis nach Köprülü (Veles); somit war auch das Dvče Polje, die von Goltz empfohlene Verteidigungsstellung, kampfslos aufgegeben. Wie die Bulgaren bei Kirkkilissa, so unterließen die Serben hier die Verfolgung; sie glaubten nämlich, erst mit den vorderen Abteilungen des Feindes zusammengestoßen zu sein und vermuteten, der Hauptkampf stehe noch bevor. Erst am nächsten Tage folgten sie den Türken, ersahen aus den weggeworfenen Waffen und aus den 80 Geschützen, die sie auflesen, deren Flucht und zogen am 26. Oktober in Asküb ein.

So brach die osmanische Herrschaft in Mazedonien zusammen. Die Türken sollen 12 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt haben, die Sieger gaben ihre Verluste auf 1100 Tote und 3—4000 Verwundete an, von denen der größte Teil auf die Morawadivision fiel¹⁾. Es scheint aber, daß diese Ziffer zu hoch gegriffen ist; in

¹⁾ Die obigen Ziffern finden sich bei A. Kutschbach, „Die Serben im Balkankrieg 1912—13“, Stuttgart 1913, der für sein Buch amtliches serbisches Material erhielt und die

diesem Kriege war jeder der Verbündeten bemüht, die von ihm gebrachten Opfer zu übertreiben, um daraus ein Anrecht auf größere Landgebiete abzuleiten.

Erst nach dieser beschämenden Niederlage kamen die guten Eigenschaften der türkischen Truppen wieder zum Vorschein. Als die christlichen Soldaten wie andere unzuverlässige Elemente auseinandergefallen waren oder sich ergeben hatten, zeigte sich bei dem Kern des Heeres die alte Zähigkeit und Pflichttreue, so daß es ein besseres Schicksal verdient hätte. Seine Lage war jedoch verzweifelt. Denn während es vom Norden her von den Serben verfolgt wurde, zogen im Süden die Griechen unter dem Kronprinzen Konstantin heran, so daß es zwischen zwei Feuer geriet. Der Kronprinz konnte, da sein Heer 80 000—90 000 Mann zählte, die ihm gegenüberstehenden 30 000 Türken zunächst in einer Reihe von Gefechten zurückdrängen. Als diese aber Verstärkung bekamen, hielten sie bei Florina stand, warfen die Griechen zurück und nahmen ihnen 16 Kanonen ab. Unterdessen erreichten die Serben den Engpaß von Prilep, wo eine kleine Abteilung von Türken sie aufzuhalten suchte, was aber bei der Überzahl des Feindes nicht gelang (3. und 4. Oktober). Darauf stellte sich das türkische Hauptheer auf der Hochebene von Monastir zum endgiltig entscheidenden Kampfe gegen die doppelt so starke serbische Macht. Dieses Kräfteverhältnis gut ausnützend, befahl die serbische Heeresleitung den konzentrischen Angriff auf den Feind, in der Hoffnung, ihn in seiner festen Stellung einzukreisen und ihm den Rückzug zu verlegen. Das aber gelang nicht, obwohl die serbischen Truppen die ihnen zugewiesene Aufgabe mit Hingebung zu lösen suchten. Bei der außerordentlichen Schwierigkeit des Terrains und bei dem Widerstande der Türken konnten sie die ihnen vorgeschriebenen Bewegungen nur langsam vollziehen, so daß die Schlacht vom 15. bis zum 18. November dauerte. Die türkische Heeresleitung, die Gefahr der Umzingelung erkennend, versuchte den Ring des Feindes

Serben verheerlicht, mit Seitenhieben auf Österreich-Ungarn. Der französische Oberst Boucabelle, „La guerre Turco-Balkanique 1912—1913“, Paris 1913, beziffert die Verluste der Serben im ganzen auf 3000 Tote und Verwundete.

durch einen Gegenstoß zu durchbrechen — ohne Erfolg, so tapfer sich die Ihrigen auch schlugen. Doch konnten die Türken, wiewohl von Nord, Ost und Süd gefaßt, noch auf der nach Westen führenden Straße den Rückzug vollziehen; freilich unter Verlust von 10 000 Gefangenen, während etwa 7000 von ihnen tot oder verwundet waren. Die Sieger verloren im ganzen 5000 Mann; sie eroberten wieder viele Geschütze, darunter die 16 griechischen, die von den Türken bei Florina den Griechen weggenommen worden waren.

Das war das Ende des Widerstandes in Mazedonien. Denn nun bekamen auch die Griechen Lust und konnten den Serben die Hand reichen. Die Reste des geschlagenen Heeres mußten sich nach Janina oder nach Albanien werfen, in dessen Bergland sie furchtbaren Entbehrungen entgegengingen. Hunger und Kälte wüteten in ihren Reihen. Die Sieger hatten nur mehr die Aufgabe, die festen Plätze zu nehmen und die verzweifelnden feindlichen Abteilungen zu umstellen.

*

B u l g a r i s c h - t ü r k i s c h e r F e l d z u g

Die eigentliche Entscheidung fiel in Rumelien, an den nach Stambul führenden Straßen. Das türkische Heer konnte nach dem Unfall von Kirkkilissa zunächst ohne Gefahren abziehen, da die bulgarische Kavallerie nur langsam folgte und deshalb die Richtung des Rückzuges nur spät und ungenügend erkundete. Wieder empfahl Abdullah Pascha, einen größeren Raum zwischen die Seinigen und die Bulgaren zu legen und erst hinter dem Ergenesflusse die von Goltz gewählte Stellung zu beziehen; wieder trat Nasim Pascha dieser Absicht entgegen und befahl, schon am Karagatsch, einem Nebenfluß des Ergene, haltzumachen und hier den Feind zu erwarten. Die Heere stießen also bei Lüle Burgas zusammen und dieser Kampf ist der einzige, der den

Namen einer Schlacht wirklich verdient. Es wurde vom 28. Oktober bis zum 2. November gefochten, zum Teile mit wechselndem Glücke, so daß auch die Besiegten die Waffenehre wahrten. Und dies, obwohl die türkischen Soldaten infolge der erbärmlichen Verpflegung hungerten und sich jeden Augenblick zerstreuten, um nur etwas an Nahrungsmitteln zusammenzuraffen. Am linken türkischen Flügel, wo Abdullah Pascha kommandierte, wankte infolge des Hungers und der Nachtfroste die Schlachtordnung am 30. Oktober, so daß am 31. Oktober der Befehl zum Rückzuge gegeben wurde. Zur Rechten befehligte Mahmud Mukhtar Pascha, zuerst als Korpskommandant, dann als Führer der ganzen Osthälfte des Heeres; und dieser ebenso tapfere wie unermüdete General hielt auch nach dem Abzuge Abdullah Paschas aufs Zäheste stand. Noch am 1. November führte er einen Gegenstoß, den Bulgaren hart zusehend. In der Nacht darauf brach aber die physische Kraft auch seiner Truppen zusammen, die ermattet vom Schlachtfelde zurückfluteten. Man kann nicht sagen, daß die bulgarische Heeresleitung hervorragendes geleistet hätte. Die von ihr befohlenen Angriffe waren meist frontal und drangen selten durch; als der Westflügel der Türken abgezogen war, wäre Gelegenheit gewesen, die in der Luft schwebende linke Flanke Mahmud Mukhtar Paschas zu umfassen und sein Heer gegen das Schwarze Meer zu drängen, was jedoch unterlassen wurde. So vortrefflich sich die Bulgaren auch schlugen, die Entscheidung wurde nicht durch ihre Tapferkeit, sondern durch den vollständigen Mangel eines Trains bei den Türken herbeigeführt. Auf den Stationen der nach Konstantinopel führenden Eisenbahn waren zuletzt zwar große Vorräte aufgehäuft worden, aber es fehlte während der Schlacht das Fuhrwerk, um die Lebensmittel an die Front zu bringen. Damit stand es bei den Bulgaren besser, denen Tausende von Ochsenwagen Brot und Fleisch nachführten. Trotzdem hielten noch am 2. November, als Mukhtar Pascha den Befehl zum Rückzug geben mußte, die Spitzen des türkischen Heeres den Feind auf, so daß auch diesmal eine schärfere Verfolgung unterblieb. Von den Bulgaren blieben 7000 tot, 10000 wurden verwundet, die Verluste der Türken waren erheblich größer.

Auf den Straßen nach Konstantinopel zogen die türkischen Truppen ab, die harte Prüfung mit dem ihnen eigenen Fatalismus ertragend. Zwischen den zurückgehenden Abteilungen flutete eine ganze Völkerwanderung unglücklicher mohammedanischer Familien, die Heimat wie Hab und Gut zurücklassend, da die Bulgaren unter den Mossim fürchtbar wüteten. Während aber diese Flüchtlinge erst in der Hauptstadt Rast machten, bezog das Heer weiter vorne eine früher sorgfältig hergerichtete Stellung. Es war die Tschataldscha-Linie, welche die Halbinsel, auf der die Hauptstadt liegt, vollständig von Meer zu Meer absperrt. Deren Schanzen waren 1878 gegen die vordringenden Russen aufgeworfen worden, gerieten später in Verfall, wurden aber rechtzeitig wiederhergestellt und ausgebaut. Hinter diesen Befestigungen sammelte und erholte sich das türkische Heer; die unausgebildeten Mannschaften wurden nach Konstantinopel zurückgeschickt, dagegen die aus dem Osten des Reiches anlangenden Reservemänner eingereiht. Schon dies war eine Kräftigung; dazu kam, daß die Nähe der Hauptstadt und des Meeres die Verpflegung erleichterte, so daß sich bei den Türken wieder Kampfesmut einstellte.

Allgemach rückte das bulgarische Heer heran, durch Schwierigkeiten der Verpflegung etwas aufgehalten. Seine Führer hielten jeden Erfolg für erreichbar, auch die Erstürmung der besetzten Linie. Es drängte sie zur Aufrichtung des Kreuzes auf der Hagia Sophia. Dem Könige Ferdinand schwebte als letztes Ziel vor, Konstantinopel zur Hauptstadt seines Reiches zu machen. In dieser Gesinnung wurde er von dem Stellvertreter im Oberbefehle, General Sawow, bestärkt, der ungestüm auf den höchsten Siegespreis hinwies. Vergebens riet der Generalstabschef Fidschew, die bisher errungenen Erfolge nicht zu überschätzen. Gleich ihm hatte der schwache Ministerpräsident Geschow nach dem Siege von Lüle Burgas einen raschen Friedensschluß mit der Türkei gewünscht, um die Ernte unter Dach zu bringen. War es doch bedenklich, daß, während das bulgarische Heer südostwärts drang, die Serben und die Griechen sich in Mazedonien festsetzten. Trotzdem wurde der Sturm auf die Tschataldscha-Linie beschlossen. Der Oberbefehl

bei diesem Unternehmen wurde Radko Dimitriew anvertraut, der sich im Kriege bisher hervorgetan hatte. Das bulgarische Heer zählte 120 000—140 000 Mann, die Türken etwa 90 000; am 17. und 18. November fand der Angriff statt. Die Aufgabe war an sich schwer und wohl nur lösbar, wenn die Bulgären zuvor ihre schwere Artillerie herbeigebraucht hätten, die aber bei der gleichzeitigen Belagerung von Adrianopel unentbehrlich war. Dazu kam, daß sich General Dimitriew in der entscheidenden Maßregel vergriff. Denn er führte bloß die Hälfte seines Heeres zum Sturme, die andere blieb in der Reserve. Das war nach dem Urteile des deutschen Generalstabes „für eine gewaltfame Erkundung zu viel, für einen entscheidenden Angriff zu wenig¹⁾“. Die stürmenden Truppen verbluteten sich, ganze Regimenter wurden aufgerieben. Dimitriew konnte sich nicht entschließen, auch die Reserven zu opfern; er hätte das Gewaltige jedoch entweder nicht unternommen oder aber zu Ende führen sollen. Die Türken warfen sich auf die weichenden Abteilungen, sie bis in ihre Ausgangstellungen zurücktreibend. Ein türkischer Soldat wurde damals von einem Zeitungsberichterstatter gefragt, wie es komme, daß seine Kameraden sich diesmal so gut gehalten hätten; er erwiderte: „Wir fechten, weil wir zu essen haben!“ Nach gelungenem Rückstoße wurden die Türken wieder in die Eschataldscha-Linie zurückgeführt, um sich keiner Niederlage auszusetzen. Von da ab hielten sich beide Teile in ihren Stellungen, ohne irgend etwas zu unternehmen. Den Türken war jedoch mit der Rettung der Hauptstadt ein Großes gelungen.

Unabwendbar aber war das Schicksal der Türkenherrschaft auf der Balkanhalbinsel. Die Pforte konnte nicht daran denken, den Siegern die Eroberungen abzunehmen. Das desorganisierte Osmanische Reich war den jugendfrischen Völkernschaften erlegen, die begeistert in den Kampf gezogen waren. Von keiner der Großmächte war Hilfe zu erwarten. In Stambul gewann die Friedenspartei die Oberhand; Ende Oktober machte Großwesir Ahmed Mukhtar Pascha dem Britenfreund

¹⁾ „Kriegsgeschichtliche Einzelschriften“, herausgegeben vom Großen Generalstab, Heft 50, S. 107.

Riamil Pascha Platz, der die bereits begonnenen Unterhandlungen weiterführte. Auch die Bulgaren lenkten jetzt ein, da der Krieg ihnen große Opfer auferlegt hatte, die man auf 80 000 Tote und Verwundete anschlug. Sie hätten klug daran getan, einen endgültigen Frieden zu schließen; aber dazu wollten sich König Ferdinand und Sawow nicht verstehen, da das Traumbild von Byzanz ihnen vorschwebte. Sie ließen sich nur zu einem Waffenstillstande herbei, der am 3. Dezember für Bulgarien und Serbien zustandekam. Die Griechen aber traten nicht bei, sondern setzten den Kampf fort. Ihnen war vor allem daran gelegen, Janina noch in ihre Hand zu bekommen; auch glaubten sie, einen günstigen endgültigen Frieden dadurch erzwingen zu können, daß sie mit ihrer Flotte auch weiterhin die Dardanellen sperrten und so Stambul von der Ägäis abschlossen. Grundlage des Waffenstillstandes war der militärische Status quo, so daß die Pforte auf das ganze Festland bis zur Tschataldscha-Linie verzichtete; Adrianopel blieb von den Bulgaren und Serben eingeschlossen und die Türkei mußte sich einverstanden erklären, daß die Stadt während des Waffenstillstandes nicht mit Lebensmitteln versehen werde. Das Schicksal Adrianopels und Janinas blieb also in Schwebelage, ebenso das des albanischen Skutari. Dessen tapferer Verteidiger, Riza Pascha, hatte nicht Lust, sich tatenlos auszuheben zu lassen und erkannte den Waffenstillstand nicht an. Mit Ausnahme der drei genannten festen Punkte war aber alles Land bis zur Tschataldscha-Linie den Siegern überlassen worden.

Das „Wehe den Besiegten!“ blieb den Türken nicht erspart, nicht dem Reiche und nicht dem Volke. Mit Blut und Greueln hatten sie vor Jahrhunderten ihre Herrschaft auf der Balkanhalbinsel aufgerichtet und milde Herren waren sie nicht gewesen; dies wurde ihnen jetzt furchtbar heimgezahlt. Mit dem Vorrücken der Heere des Balkanbundes brachen Mord und Plünderung über die unglücklichen Bekenner des Islam herein¹⁾. Sie hatten sich auf Schlimmes gefaßt gemacht und deshalb die Massenflucht nach der Küste; den Zurückbleibenden, die

¹⁾ Das Folgende nach den Ergebnissen der Untersuchung, die auf Anregung des russischen Abgeordneten Miljutow von der Carnegie-Stiftung an Ort und Stelle vorgenommen

auf Schonung gerechnet hatten, ward sie fast überall versagt. In den ersten Wochen zumal häuften sich Greuel, später wehrten die Regierungen der Balkanstaaten wenigstens dem Morden, während die Brandschatzung und die Vertreibung von Hof und Acker fort dauerten. Zu dem National- und dem Religionshass trat die Begierde, sich dort zu rächen, wo die Türken frühere Aufstände in Blut erstickt hatten; dazu der soziale Gegensatz zwischen dem christlichen Bauer und dem türkischen Grundherrn, dem Beg, der alles büßen sollte, was seine Vorfahren sich angemäht hatten. Bulgaren, Griechen und Serben wetteiferten in dem entsetzlichen Mißbrauche des Sieges. In den Landstrichen um Monastir, so stellte später ein christliches Hilfskomitee fest, wurden 80 Prozent aller mohammedanischen Dörfer verbrannt. Die nach größeren Städten flüchtenden Bewohner starben dort den Hungertod. Überall wüteten am schlimmsten die Banden von Komitatschis, die, an die Greuel des Kleinkrieges gewöhnt, ihre alten türkischen Gegner, obwohl sie jetzt unbewaffnet und wehrlos waren, über die Klinge springen ließen. Die Gegend von Kukusch wurde zuerst unter Aufsicht einer kleinen Garnison bulgarischer Truppen gebrandschatzt, dann zog eine Bande unter Führung eines gewissen Donscheff ein, die 345 Häuser niederbrannte, deren männliche Bewohner aber in die Moschee sperrte und dem Feuertode preisgab. Das waren Bulgaren; in Strumika aber leitete ein serbischer Offizier die Mordtaten, der mehrere hundert Moslim vor ein eilig zusammengesetztes Kriegsgericht schleppen ließ und die umstehenden Ortsbewohner über jeden einzelnen befragte: Gut oder schlimm? Eine einzige Stimme genügte zur Herbeiführung des Todesurteils, dem kaum einer von zehn Türken entging; die anderen wurden sofort aufgehängt. In der reichen Stadt Serez wurde unter Leitung einer bulgarischen Garnison in derselben Weise gewütet. In dem ersten Sieges- und Blutrausch waltete der Vorsatz, durch Ermordung oder Vertreibung der mohammedanischen Einwohner das ganze Land den Christen zurückzugeben. Dann aber, zumal als am 3. Dezember der Waffenstillstand

wurde. So in dem Bande „Dotation Carnegie pour la Paix internationale. Enquête dans es Balcans“, Paris 1914, besonders S. 55—65.

geschlossen wurde, erwachte bei den verbündeten Regierungen, besonders in Bulgarien, das Schamgefühl; strenge Maßregeln machten dem Morden ein Ende, es wurden sogar einige der schlimmsten Übeltäter vor Gericht gestellt und bestraft. Indessen dauerte die Gewaltherrschaft fort und sie verfolgte auch religiöse Zwecke. In den von Bulgaren eroberten Landstrichen lebten 80 000 Pomaken, der Sprache nach ein bulgarischer Stamm, die vor Jahrhunderten zum Islam übergetreten waren. Ihnen, die so gute Moslim geworden waren, wurde von der bulgarischen Kirche vorgeschrieben, zum Christentum überzutreten, was sie auch tun mußten, um nicht Leben oder doch Habe zu verlieren. Irgendein Unterschied zwischen den Greueln der Türkenherrschaft, so oft ein Aufstand einheimischer Bewohner unterdrückt worden war, und der Schuld, mit der die christlichen Sieger sich jetzt beluden, ist nicht aufzufinden. Doch sprach zuungunsten der letzteren, daß der große Kampf zwischen Kreuz und Halbmond jetzt auch nach der Empfindung der Sieger durchgeföhrt war; es mußten nicht erst Opfer geschlachtet werden, um die neue Herrschaft zu befestigen. Habgier aber und Rachedurst fragen nicht nach Gründen. In den großen Völkerrevolutionen geht menschliche Leidenschaft wie ein Erdbeben über die Scholle und ihre Bewohner wahllos hinweg.

In England und Frankreich war man taub und blind für die von den christlichen Siegern verübten Grausamkeiten. Pierre Loti, der glänzende Schilderer orientalischer Sitten, nahm sich der bedrängten Moslim an und wollte die an ihnen begangenen Frevel in der Presse zur Sprache bringen; aber der sonst vielumworbene Schriftsteller fand kein großes Blatt, das seine Aufsätze hätte veröffentlichen wollen¹⁾. Ähnlich in England, wo nur die radikalen Zeitungen Berichte über die Greuel brachten. Als ein Komitee von Moslim, das in Konstantinopel zusammentrat, seine Beschwerden in den führenden Blättern der zwei großen englischen Parteien vorbringen wollte, wurde es abgewiesen. In einem späteren Zeitpunkte, September 1913, schrieb die der Regierung nahestehende „Westminster Gazette“ den merkwürdigen Satz nieder: England habe

¹⁾ Pierre Loti, „La Turquie agonisante“, Paris 1913.

genug an den Berichten über die Grausamkeiten, es sei an der Grenze seiner Aufnahmefähigkeit angelangt. Das war ein Nachklang zu der schon 1912 gegebenen Antwort Grey, als er von einem radikalen Abgeordneten interpelliert wurde; er lehnte die Einmischung Englands als untunlich ab. Wie oft aber war dieselbe Regierung gegen die Pforte eingeschritten, wenn Klagen gegen sie erhoben wurden! Menschlichkeit besaß nur Anwert als Vorspann für die britische Politik. Die kühlen Rechner in England zogen aber nicht in Betracht, welchen Eindruck es auf die islamische Welt machte, wenn die Todeszuckungen der Moslim keiner Beachtung gewürdigt wurden. Seitdem wendete sich die Türkei vollständig von England ab, und bald kam der Tag der Heimzahlung für die erlittene Unbill.